

Valérie Perrin

Die Dame mit dem blauen Koffer

Roman

Aus dem Französischen
von Elsbeth Ranke

KNAUR 

Die französische Originalausgabe erschien 2015 unter dem Titel
»Les oubliés du dimanche« bei Albin Michel, Paris.

**Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de**



Vollständige Taschenbuchausgabe August 2019
Knaur Taschenbuch
© 2015 Editions Albin Michel
© 2017 der deutschsprachigen Ausgabe Knaur Verlag
Ein Imprint der Verlagsgruppe
Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit
Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.
Redaktion: Birgit Förster
Covergestaltung: Isabella Materne
Coverabbildung: Lev Kropotov / shutterstock.com
Satz: Adobe InDesign im Verlag
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
ISBN 978-3-426-51980-6

2 4 5 3 1

Für Valentin, Tess, Emma und Gabrielle

Alt sein heißt schon länger jung sein als die anderen.

Philippe Geluck

1

Ich war beim alten Prost und habe ein blaues Heft gekauft. Der *Roman über Hélène* ist nichts für den Computer: Ich will ihre Geschichte in meiner Kitteltasche herumtragen. Zu Hause schrieb ich auf das Deckblatt: »Die Dame vom Strand«. Und auf die erste Seite:

Hélène Hel wurde zweimal geboren. Am 20. April 1917 in Clermain in der Bourgogne und an dem Tag kurz vor dem Sommer, als sie Lucien Perrin begegnet ist.

Dann schob ich das blaue Heft zwischen Matratze und Lattenrost wie in den Schwarz-Weiß-Filmen, die Opa sonntags abends im *Mitternachtskino* anschaut. Und danach ging ich wieder zur Arbeit, ich hatte Nachtdienst.

2

Ich heiße Justine Neige. Ich bin einundzwanzig und arbeite seit drei Jahren als Pflegehelferin im Seniorenheim *Haus Hortensie*. Normalerweise sind Seniorenheime nach Bäumen benannt, also *Haus Linde* oder *Haus Kastanie*. Aber meines ist umgeben von Hortensienbeeten – da hat keiner lange nach einem Baumnamen gesucht, auch wenn gleich nebenan der Wald anfängt.

Zwei Dinge mag ich im Leben: Musik und Senioren. Fast jeden dritten Samstag tanze ich im Club *Paradis*, vom *Haus Hortensie* sind das dreißig Kilometer. Mein *Paradis* ist eine Art Stahlbetonklotz mitten auf einer Wiese, daneben liegt ein Parkplatz, auf dem ich manchmal um fünf Uhr morgens im Vollrausch Vertreter des anderen Geschlechts abknutsche.

Natürlich mag ich auch meinen Bruder Jules (eigentlich ist er mein Cousin) und meine Großeltern, die Eltern meines verstorbenen Vaters. Außer Jules gab es in meiner Kindheit bei uns zu Hause nur Senioren. Ich habe im Lebensspiel ein Feld ausgelassen.

Mein Leben ist dreigeteilt: tagsüber pflegen, abends in der Stimme der Alten lesen und samstags abends tanzen, um wieder von der Unbekümmertheit zu tanken, die meine Elterngeneration 1996 mit ins Grab genommen hat.

Die Elterngeneration, das sind meine Eltern und die von Jules. Sie sind auf die fiese Idee gekommen, eines Sonntagmorgens gemeinsam bei einem Autounfall ums Leben zu kommen. Ich habe den Zeitungsartikel gesehen, den Oma ausgeschnitten hat. Eigentlich war er unter Verschluss, ich

habe ihn beim Herumschnüffeln gefunden. Es war auch ein Foto von ihrem Auto dabei.

Ihretwegen haben Jules und ich all unsere Sonntage auf dem Dorffriedhof verbracht, um frische Blumen auf ihr Grab zu legen. Ein breites Grab, auf dem zwei Engelchen das Hochzeitsfoto meines Vaters und das Hochzeitsfoto meines Onkels halten. Eine der Bräute ist blond, die andere dunkel – meine Mutter; die blonde ist Jules' Mutter. Die beiden Bräutigame sehen identisch aus, derselbe Anzug, dieselbe Krawatte, dasselbe Lächeln. Mein Vater und mein Onkel waren Zwillinge. Wie konnte der scheinbar selbe Mann sich in zwei verschiedene Frauen verlieben? Und wie konnten zwei Frauen in denselben Mann verliebt sein? Diese ewigen Fragen stelle ich mir jedes Mal, wenn ich das Friedhofstor passiere. Und keiner kann mir antworten. Vielleicht habe ich deshalb meine Unbekümmertheit verloren, weil mir die Antworten von Christian, Sandrine, Alain und Annette Neige fehlen.

Auf dem Friedhof ruhen die alten Toten unten, die neuen dagegen wurden in kleine abgegrenzte Felder gesperrt, alle ein bisschen ab vom Schuss. Als wären sie leider zu spät gekommen. Meine Familie ruht ganz oben im Dorf. Fünfhundert Meter vom Haus meiner Großeltern entfernt.

Mein Dorf heißt Milly. Es hat ungefähr vierhundert Einwohner, auf einer Karte findet man es nur mit der Lupe. Es gibt eine Hauptstraße und in der Mitte eine kleine romanische Kirche mit Kirchplatz. An Geschäften haben wir außer dem Laden vom alten Prost eine Lotto-Annahmestelle, eine Autowerkstatt und einen Friseur, der letztes Jahr dichtgemacht hat, weil er keine Lust mehr auf Silberfestiger und Dauerwellen hatte. In den übrigen Schaufenstern kleben Zeitungen, oder die Leute wohnen jetzt darin, statt Hosen hängen da jetzt weiße Vorhänge.

Es gibt fast genauso viele Schilder mit »Zu verkaufen« wie Häuser. Aber da die nächste Autobahn siebzig und der nächste Bahnhof fünfzig Kilometer entfernt sind, finden sich keine Käufer.

Immerhin gibt es noch eine Grundschule. In die bin ich mit Jules gegangen.

Für die Mittel- und die Oberschule, zum Arzt, zur Apotheke, zum Schuhekaufen muss man den Bus nehmen.

Seit der Friseur geschlossen hat, bin ich für Omas Dauerwelle zuständig. Sie setzt sich mit nassen Haaren in die Küche. Einen nach dem anderen reicht sie mir die Lockenwickler, und ich wickle ihre weißen Strähnen auf und stecke sie mit einem Plastikstäbchen fest. Dann lege ich ihr ein Netz über den Kopf, setze sie unter die Trockenhaube, nach fünf Minuten ist sie eingepennt, und wenn es trocken ist, rolle ich alles auf, das hält eine Woche.

Seit meine Eltern tot sind, kann ich mich nicht erinnern, jemals gefroren zu haben. Bei uns sind es nie weniger als vierzig Grad. Und aus der Zeit vor ihrem Tod erinnere ich mich an nichts. Aber dazu komme ich später.

Mein Bruder und ich sind in altmodischen, aber bequemen Kleidern aufgewachsen, die mit Weichspüler gewaschen wurden. Ohne Klapse und Schläge, mit einem Mischpult und LPs im Keller zum Lautsein, wenn wir die Stille satt hatten, in der nur die Pantoffeln über das gebohnerte Parkett schlurften.

Ich wäre liebend gerne spät ins Bett gegangen, hätte Schmutzränder unter den Fingernägeln gehabt und mir auf brachliegenden Feldern die Knie aufgeschlagen oder wäre mit geschlossenen Augen mit dem Fahrrad den Berg runtergebrettert. Liebend gerne hätte ich irgendwelche Schmerzen gehabt oder ins Bett gepinkelt. Aber bei mei-

ner Großmutter war das undenkbar. Sie hatte immer eine Flasche Jodtinktur in Reichweite.

Abgesehen davon, dass sie uns unsere gesamte Kindheit hindurch mit Wattestäbchen die Ohren geputzt, uns zweimal am Tag mit Waschlappen gewaschen und uns alles verboten hat, was irgendwie gefährlich sein könnte, zum Beispiel über die Straße zu gehen, hat sie, glaube ich, seit dem Tod ihrer Zwillinge darauf gewartet, dass Jules und ich endlich unseren Vätern ähneln. Aber dazu ist es nie gekommen. Jules hat Annettes Gesicht geerbt. Und ich ähnele überhaupt niemandem.

Obwohl sie Opa und Oma heißen, sind meine Großeltern jünger als die meisten Bewohner im *Haus Hortensie*. Aber ich weiß nicht, ab wann man alt ist. Madame Le Camus, meine Stationsleitung, sagt, ab dem Moment, in dem man sich nicht mehr allein um sein Haus kümmern kann. Ihr zufolge fängt es an, wenn man das Auto in der Garage lassen muss, weil man zur Gefahr für die anderen wird, und es hört auf, wenn man sich den Schenkelhals bricht. Ich dagegen finde, der Anfang ist die Einsamkeit. Wenn der andere gegangen ist. In den Himmel oder mit jemand anderem durchgebrannt.

Meine Kollegin Jo sagt, man wird alt, wenn man anfängt, immer die gleichen Geschichten zu erzählen, und diese Krankheit kann einen schon sehr jung erwischen. Maria, meine andere Kollegin, meint, es kommt mit der Schwerhörigkeit und den Schlüsseln, die man zehnmal am Tag suchen muss.

Ich bin einundzwanzig und suche zehnmal am Tag meine Schlüssel.

3

1924

Hélène arbeitet bei Kerzenlicht bis spät abends in der Schneiderwerkstatt ihrer Eltern.

Sie wächst allein auf, zwischen Anzügen und Kleidern. Ohne Bruder, ohne Schwester.

Auf den Werkstattwänden macht sie Schattenspiele. Immer die gleichen. Sie legt die Hände aneinander zu einem Vogel, der ihr aus der Hand frisst. Den Schnabel macht ihr rechter Zeigefinger. Der Vogel sieht aus wie eine Möwe. Wenn er auffliegen will, legt das Kind die beiden Daumen aneinander und schlägt mit gespreizten Fingern die Flügel. Aber bevor sie ihn ziehen lässt, gibt sie ihm ein Gebet mit – immer dasselbe –, das die Möwe in den Himmel zu Gott bringen soll.

4

»Oma?«

»Hmm.«

»Wohin wollten Papa und Mama an dem Tag, als sie den Unfall hatten?«

»Zu einer Taufe.«

»Zu wessen Taufe?«

»Der Sohn von einem Kindheitsfreund deines Vaters.«

»Oma?«

»Ja.«

»Warum hatten sie diesen Unfall?«

»Das habe ich dir schon hundertmal erzählt. Es war Glatteis. Wahrscheinlich sind sie ins Schleudern geraten. Und dann ... war da dieser Baum. Wäre da nicht dieser Baum gewesen ... wären sie nie ... ach, reden wir nicht davon.«

»Warum nicht?«

»Warum nicht was?«

»Warum willst du nie davon reden?«

5

Ich habe angefangen, alte Leute zu mögen, als meine Französischlehrerin, Madame Petit, mit unserer siebten Klasse für einen Nachmittag ins Seniorenstift *Drei Tannen* gegangen ist (damals gab es in Milly noch kein *Haus Hortensie*). Nach dem Mittagessen sind wir in einen Bus gestiegen und eine knappe Stunde gefahren. Ich erinnere mich, dass ich zweimal in eine Papiertüte gespuckt habe.

In den *Drei Tannen* saßen die Alten wartend im Speisesaal. Es roch nach Suppe und Desinfektionsmittel. Mir wurde speiübel davon. Als wir sie mit Küsschen begrüßen mussten, hielt ich die Luft an. Außerdem piksten sie. Sie hatten alle völlig anarchische Stoppeln im Gesicht.

Meine Klasse hatte eine Aufführung vorbereitet, wir sollten *Gimme! Gimme! Gimme!* von ABBA singen. Wir hatten weiße Nylonanzüge an und Perücken aus den Beständen des Schultheaters.

Nach der Aufführung haben wir mit ihnen zusammen Crêpes gegessen. Keiner von ihnen ließ die Papierserviette los, ihre eiskalten Fäuste hielten sie fest umklammert. Aber für mich fing genau da alles an: Sie erzählten uns Geschichten. Und weil die Alten schließlich sonst nichts zu tun haben, erzählen sie von früher wie sonst keiner. Da braucht man gar nicht mit Büchern oder Filmen zu kommen: wie sonst keiner.

An diesem Tag habe ich verstanden, dass man einen Alten nur anzufassen, seine Hand zu nehmen braucht, und schon erzählt er. Wie wenn man am Strand ein Loch in den Sand gräbt: Irgendwann steigt immer das Wasser hoch.

Im *Haus Hortensie* habe ich meine Lieblingsgeschichte: Sie heißt Héléne. Héléne ist die Dame in Zimmer neunzehn. Sie ist die Einzige, die mir echte Ferien schenkt, und wenn man den Alltag einer Altenpflegehelferin kennt, kann man sagen, dass das echter Luxus ist.

Beim Personal ist sie »die Dame vom Strand«.

Als ich auf die Station kam, hieß es: »*Sie verbringt den Tag am Strand unter einem Sonnenschirm.*« Und seit sie da ist, wohnt auf dem Heimdach eine Möwe.

In unserer Gegend gibt es eigentlich keine Möwen. Wir sind mitten in Frankreich. Amseln, Spatzen, Krähen, Stare gibt es jede Menge, aber keine Möwen. Nur die oben auf unserem Dach.

Héléne ist die einzige Bewohnerin, die ich beim Vornamen nenne.

Jeden Morgen nach der Grundpflege setzen wir sie auf ihren Sessel am Fenster. Und ich schwöre es, sie schaut nicht auf die Dächer von Milly, sondern auf etwas fabelhaft Schönes, wie ein blaues Lächeln. Dabei sind ihre blauen Augen genau wie die der anderen Bewohner hier: blass wie ein verwaschenes Laken. Trotzdem, wenn ich mal den Blues habe, dann bete ich, dass das Leben mir einen Sonnenschirm wie ihren bereithält. Ihr Sonnenschirm heißt Lucien, das war ihr Mann. Das heißt, ihr Beinahe-Mann, geheiratet hat er sie nämlich nie. Héléne hat mir ihr ganzes Leben erzählt. Alles, aber in Puzzlestücken. Als hätte sie mir die schönste Vase aus ihrem Haus geschenkt, sie aber vorher aus Versehen in tausend Scherben zerbrochen.

Seit ein paar Monaten redet sie weniger, als käme das Lebenslied ans Ende der Platte und würde langsam leiser. Jedes Mal, wenn ich aus ihrem Zimmer gehe, decke ich ihr die Beine zu, und sie sagt mir: »*Ich bekomme noch einen Sonnenstich.*« Héléne friert nie. Selbst mitten im Winter

leistet sie sich den Luxus, in der Sonne zu braten, während wir uns mit dem Hintern an die kaputten Heizkörper im *Haus Hortensie* drängen.

Die einzige Angehörige von Héléne, die ich kenne, ist ihre Tochter Rose. Rose ist Malerin und Zeichnerin. Sie hat viele Kohlezeichnungen von ihren Eltern gemacht, Meeresszenen, Häfen, ein paar Gärten und Blumensträuße. Hélénes Wände sind voll davon. Rose wohnt in Paris. Immer donnerstags kommt sie und mietet am Bahnhof ein Auto, mit dem sie nach Milly fährt. Bei jedem Besuch dasselbe Ritual. Héléne schaut sie aus der Ferne an, das heißt von da, wo sie zu wohnen scheint.

»Wer sind Sie?«

»Ich bin's, Mama.«

»Ich verstehe nicht, Madame.«

»Ich bin's, Mama: Rose.«

»Aber nein ... Meine Tochter ist erst sieben, sie ist mit ihrem Vater baden gegangen.«

»Ach so ... sie ist baden gegangen ...«

»Ja. Mit ihrem Vater.«

»Und weißt du, wann sie wiederkommen?«

»Gleich. Ich erwarte sie jeden Moment.«

Dann schlägt Rose einen Roman auf und liest ihrer Mutter daraus vor. Häufig sind es Liebesromane. Wenn sie mit dem Vorlesen fertig ist, lässt sie mir die Bücher da. Das ist ihre Art und Weise, Danke zu sagen. Danke, dass ich mich um ihre Mutter kümmere wie um meine eigene.

Das verrückteste Kapitel meines Lebens begann letzten Donnerstag gegen drei Uhr nachmittags. Ich machte die Tür zu Zimmer neunzehn auf, und da saß er, neben Hélénes Sessel. Die Porträts von Lucien an den Wänden: Er war es. Ich blieb wie angewurzelt stehen und starrte sie an – nur ja nicht bewegen: Lucien hielt Hélénes Hand. Sie

hatte einen Gesichtsausdruck, den ich nicht kannte. Als hätte sie gerade von etwas Unglaublichem erfahren. Er lächelte mich an. Und er sagte:

»Guten Tag, Sie sind also Justine?«

Aha, dachte ich, Lucien kennt meinen Namen. Das muss wohl so sein. Gespenster kennen die Namen der Lebenden. Sie kennen sicher jede Menge Sachen, von denen wir nichts ahnen. Und vor allem dachte ich: Ich verstehe, warum Hélène am Strand auf ihn gewartet hat. Ich verstehe, warum sie die Zeit angehalten hat.

Manchmal begreift man die Dinge auf den ersten Blick: So ein Typ ist wie eine einmalige Komplettlieferrung vom Leben.

Sein Blick ... Noch nie hatte ich etwas derart Blaues gesehen. Selbst in Omas Versandhauskatalogen nicht.

Ich stotterte: »Sind Sie gekommen, um sie abzuholen?«

Er antwortete nicht. Hélène auch nicht. Verrückt, wie sie ihn ansah. Ihre Augen, die verwaschenen Laken, all das gab es nicht mehr.

Ich trat näher heran und küsste Hélène auf die Stirn. Ihre Haut war noch wärmer als sonst. Ich war im selben Zustand wie der Himmel im April: In meinem Kopf regnete es, und gleichzeitig schien die Sonne. Ich sah sie gerade zum letzten Mal, Lucien war endlich dem Wasser entstiegen, um sie in ihr Paradies zu holen.

Ich nahm Hélènes Hand in meine.

»Nehmen Sie die Möwe mit?«, fragte ich Lucien mit einem Kloß im Hals.

An seinem Blick merkte ich, dass er nicht verstand. Der Mann vor mir war gar kein Gespenst.

Und in diesem Moment erschrak ich wie nie in meinem Leben. Diesen Typ gab es wirklich. Ich machte auf dem Absatz kehrt und verließ Zimmer neunzehn wie eine Diebin.

6

Lucien Perrin wurde am 25. November 1911 in Milly geboren.

In seiner Familie sind alle Männer blind – ein Erbe vom Vater auf den Sohn. Es ist keine Blindheit von Geburt an, sie bildet sich allmählich heraus. Im Kindesalter fängt es mit einer Sebstörung an, und seit Generationen hat keiner von ihnen die Flammen seiner zwanzig Geburtstagskerzen auf dem Kuchen tanzen sehen.

Luciens Vater, Étienne Perrin, hat seine Frau Emma kennengelernt, als sie noch ein Kind war. Als er noch sehen konnte. Nach und nach verschwand Emma dann aus seinem Sichtfeld, als hätte sich ein Nebelschleier auf ihr Gesicht gelegt. Er liebt sie aus dem Gedächtnis.

Étienne hat alles versucht, um seine Augen zu retten. Alles Mögliche hat er hineingetröpfelt: Elixiere, Heilwasser aus dem In- und Ausland, Zauberpulver, Brennnessel- und Kamillentee, Rosen- und Kornblumenwasser, eiskaltes Wasser, heißes Wasser, Salz, Schwarztee, Weihwasser.

Lucien war ein Unfall. Sein Vater wollte keine Kinder. Er wollte den Fluch auf keinen Fall fortsetzen. Und als er erfuhr, dass ein Sohn und nicht eine Tochter für kurze Zeit das Licht der Welt erblickt hatte, war er verzweifelt.

Emma beschrieb ihm das Kind: schwarze Haare, große, blaue Augen.

Niemand bei den Perrins hatte jemals blaue Augen gehabt. Bei der Geburt waren sie schwarz, die Iris von der Pupille nicht zu unterscheiden. Mit den Jahren wurden sie heller, am Ende waren sie schmutzig grau wie grobes Meersalz.

Seitdem hofft Étienne, dass Luciens blaue Augen ihn vor dem Fluch bewahren werden.

Wie sein Vater, sein Großvater und sein Urgroßvater ist Étienne Organist. Die Leute rufen ihn, damit er in der Messe Bach spielt und in der Gegend die Orgeln stimmt.

Wochentags unterrichtet Étienne außerdem Blindenschrift. Seine Bücher sticht einer seiner Cousins, der selbst blind ist und in Paris eine kleine Werkstatt hat.

Eines Morgens im Jahr 1923 verlässt Emma Étienne. Er hört nicht, wie sie ganz leise die Tür hinter sich schließt, er ist gerade mit einem Schüler beschäftigt. Auch die Stimme des Mannes, der auf der anderen Straßenseite auf seine Frau wartet, hört er nicht. Lucien aber sieht sie gehen.

Er versucht nicht, seine Mutter zurückzuhalten. Er glaubt, dass sie bestimmt gleich wiederkommt. Dass sie mit dem Herrn nur eine Runde in seinem schönen Auto dreht, ganz einfach. Dass sein Vater ihr eine solche Spritztour nie hätte ermöglichen können. Dass sie schließlich auch ein bisschen Spaß haben darf.

7

Früher hatte Oma die Selbstmordkrankheit. Einen Monat oder länger ging es ihr scheinbar gut, und plötzlich schluckte sie drei Packungen Tabletten, steckte den Kopf in den Ofen, stürzte sich aus dem ersten Stock oder versuchte, sich in der Abstellkammer zu erhängen. Zu uns sagte sie: »*Gute Nacht, meine Kleinen*«, und zwei Stunden später hörten Jules und ich aus dem Kinderzimmer, wie die Sanitäter in unser Haus einfielen.

Ihre Selbstmordversuche unternahm sie immer nachts, als würde sie warten, bis alle schliefen, um Schluss zu machen. Wahrscheinlich vergaß sie dabei, dass Opa oft den Schlaf genauso wenig findet wie seine Brille.

Der letzte Versuch ist sieben Jahre her. Obwohl auf ihrer Akte mit rotem Filzstift die Notiz »*Chronische Depression, selbstmordgefährdet*« prangte, hatte sie die Urlaubsvertretung ihres Arztes dazu gebracht, ihr zwei Schachteln Beruhigungsmittel zu verschreiben. In allen Apotheken im Umkreis ist bekannt, dass man Oma keine rezeptpflichtigen Medikamente aushändigen darf, wenn Opa nicht dabei ist.

Der alte Prost weiß, dass er ihr kein Rattengift verkaufen darf, keine Abflussreiniger oder sonstige ätzende Mittel. Oma putzt das ganze Haus mit weißem Essig, und zwar nicht aus Umweltgründen, sondern weil wir Angst haben, sie könnte irgendwann das Spülmittel oder den Backofenreiniger schlucken.

Beim letzten Mal hätte sie wirklich fast dran glauben müssen. Aber als sie Jules' Tränen gesehen hat (ich war zu schockiert für Tränen), hat sie versprochen, es nie wieder

zu tun. Trotzdem gibt es im Apothekerschrank im Badezimmer weder neunzigprozentigen Alkohol noch Rasierklingen.

Ein paarmal war sie beim Psychiater. Aber da die nächste psychiatrische Praxis fünfzig Kilometer von Milly entfernt ist und man Monate auf einen Termin warten muss, sagt sie, dann geht sie besser im Paradies zum Psychiater, wenn sie tot ist, und bis dahin, wirklich, sie schwört es, tut sie es nie wieder. »*Versprochen, meine Kleinen, ich schwöre es euch, ich sterbe eines natürlichen Todes, wenn es das gibt.*« Ihre Versprechen richtet sie nie an Opa, sondern an uns, ihre Enkel.

Am zehnten Todestag meiner Eltern ist sie von ein bisschen weiter oben gesprungen als sonst und hat sich den Hüftknochen zertrümmert. Weshalb sie jetzt ein bisschen hinkt und immer einen Gehstock mit sich herumträgt.

Gerade habe ich ihre Dauerwelle aufgefrischt. Jules steht neben uns in der Küche und verschlingt ein Glas Nutella auf einem halben Baguette. Opa sitzt am Tischende und blättert in *Paris Match*. Im Esszimmer heult der Fernseher vor dem leeren Sofa, lauter Sachen, die man irgendwann gar nicht mehr hört.

»Opa, kanntest du Hélène Hel?«, frage ich.

»Wen?«

»Hélène Hel. Die Wirtin des *Chez Louis*, bis 1978.«

Mein Opa schlägt traurig seine Zeitschrift zu, schnalzt mit der Zunge und lässt ein paar Worte fallen – wie immer verschluckt er dabei das R, so ist die Mundart hier: »Ich wa' nie eine', de' viel getlunken hat.«

»Aber du musstest doch jeden Tag daran vorbei, auf dem Weg in die Fabrik.«

Opa brummt. Oma wartet wie gesagt seit dem Tod der Zwillinge darauf, in Jules' und meinem Gesicht ihre Söhne

wiederzufinden, und versucht hin und wieder abzunibbeln; Opa dagegen hat an jenem Tag aufgehört, noch irgendetwas zu erwarten. Ich habe ihn nie lächeln sehen, obwohl er auf den Kinderfotos mit meinem Vater und Onkel Alain bunte Anzüge trägt und oft ganz närrisch wirkt. Heute hat er zwar fast keine Haare mehr, aber früher machten sie echt was her, als sie eines Julisonntags zu dritt die steile Hauptstraße von Milly hinaufmarschierten. Auf der Rückseite meines Lieblingsfotos steht »Juli 1974«. Da ist mein Opa neununddreißig. Er hat schwarzes, dichtes Haar, trägt ein rotes T-Shirt und hat ein Zahnpastalächeln. Als mein Opa Papa war, war er sehr schön. Das Einzige, was von seiner Jugend noch übrig ist, ist sein ein Meter dreiundneunzig. Er ist so groß, dass er aussieht wie ein Sprungturm.

Wieder blättert er in *Paris Match*. Was mag er schon verstehen von dem, was da berichtet wird? Und vor allem, was interessiert ihn das? Wo er doch so außerhalb der Welt steht, weit weg von uns, von sich. Würde er überhaupt merken, ob ein Erdbeben China erschüttert oder seine eigene Küche?

»Ich weiß noch ihlen Hund. De' sah aus wie ein Wolf.«

Louve ... Opa erinnert sich an Louve.

»Du erinnerst dich an Louve! Aber dann musst du dich doch auch an Héléne erinnern!«

Er steht auf und verlässt die Küche. Er hasst es, wenn ich ihn ausfrage. Er hasst seine Erinnerungen. Seine Erinnerungen sind seine Kinder, er hat sie am Tag ihrer Beerdigung alle zusammen in die Särge geschmissen.

Ich würde ihn gerne fragen, ob er sich erinnert, dass in seiner Kindheit eine Möwe im Dorf gewohnt hat. Aber ich weiß, was er mir antworten würde: *Eine Möwe? Wie sollte ich mich an eine Möwe e'inneln ... Die gibt es hie' doch ga' nicht.*

8

Sonntags bringt Bijou, die alte Stute, Lucien und seinen Vater je nach Jahreszeit nach Tournus, Mâcon, Autun, Saint-Vincent-des-Prés oder Chalon-sur-Saône. Im Winter gibt es mehr Tote und weniger Hochzeiten.

Lucien begleitet seinen Vater zu den großen Kirchenorgeln der Region. Er ersetzt seinen Blindenstock, führt ihn und setzt ihn vor die Manuale. Früher machte das Emma, seine Mutter, die von ihrer Spritztour nie heimgekehrt ist.

Lucien bleibt zu den Messen, den Hochzeiten, den Taufen und Beerdigungen. Während Étienne spielt oder stimmt, hockt Lucien neben ihm und beobachtet die betende, singende Menge.

Lucien ist nicht gläubig. Religion ist für ihn nur die Schönheit der Musik: ein Trick, um die Leute gefügig zu machen. Doch seinem Vater erzählt er nichts davon, und er sagt brav Abend für Abend sein Tischgebet auf.

Étienne will seinen Sohn weder in Blindenschrift noch in der Musik unterweisen, aus Angst, das könnte ihm Unglück bringen. Stattdessen drängt er Lucien, alles zu tun, was Blinden versagt bleibt, wie um dem Dämon der drohenden Blindheit den Garaus zu machen. Seinem Vater zuliebe fährt Lucien Fahrrad, geht laufen und schwimmen. In der Dorfschule lernt er lesen und schreiben wie die anderen Kinder. Aber anders als Étienne ahnt Lucien, dass ihm das alles eines Tages nichts mehr nützen wird. Da lernt er heimlich selbst die Blindenschrift, als stummer Zuhörer bei Étiennes Unterricht.

Mit etwa dreizehn Jahren begleitet Lucien seinen Vater

nach Paris, um bei dessen Cousin den Büchervorrat aufzufrischen. Es ist die Gelegenheit, Lucien einem Fachmann vorzustellen, der ihm lange forschend ins Auge blickt. Sein Urteil ist unumstößlich: Lucien ist frei von dem Gen mit der Krankheit seines Vaters. Er hat die Augen seiner Mutter geerbt. Étienne jubelt. Lucien gibt vor, zu jubeln.

Eines Tages wird er am Blindenstock gehen, und deshalb ist auch seine Mutter fortgegangen. Eines Tages wird er bei den anderen nicht mehr der »Blindensohn« sein, sondern »der Blinde«. Dann wird er abhängig sein von denen, die alles für ihn erledigen. Gut, dass er heimlich die Blindenschrift gelernt hat.

Seit seine Mutter fort ist, kann Lucien alles mit geschlossenen Augen. Töpfe und Böden schrubben, Wasser aus dem Brunnen holen, Unkraut jäten, in den Gemüsegarten gehen, Holz hacken, Flaschen hereinholen, die Treppen hinauf und hinunter. Das Haus, in dem er mit seinem Vater wohnt, ist immer dunkel. Lucien zieht mit Absicht die Vorhänge zu, lautlos, damit sein Vater ihn nicht hört. Deshalb gehen auch alle Pflanzen ein. Es fehlt ihnen das Licht.

Nachdem sie aus Paris zurückgekehrt sind, mit Truhen voller neuer Bücher in Blindenschrift, die Lucien seinem Vater eines nach dem anderen stibitzen wird, ändert er nichts an seinen Gewohnheiten.

9

»Erzähl mir eine Geschichte.«

»Ich dachte, du magst meine Omageschichten nicht.«

Jules verzieht das Gesicht. Zieht an seiner Kippe und spuckt Rauchkringel an meine Tapete. Er spielt mir gerade *Subzero* von Ben Klock vor, einem DJ im Berliner Berg-hain, wie er mir sagt. Ich habe oft das Gefühl, ich würde mit einem Außerirdischen zusammenwohnen.

Als ich meine Stelle im *Haus Hortensie* gefunden habe, hat Jules aufgeheult. Das war das erste Mal, normalerweise heult bei uns keiner. Bis auf den Fernseher.

Ich glaube, am meisten hat ihn aufgeregt, dass ich fünfhundert Meter von zu Hause entfernt arbeite. Für Jules bedeutet Erfolg, Milly zu verlassen. Im September, nach dem Abi, geht er nach Paris. Er redet von nichts anderem mehr: Paris.

»Mach mal das Fenster auf. Ich kann deinen Qualm nicht ertragen.«

Er richtet sich zu seinen eins siebenundachtzig Metern auf und öffnet mein Fenster einen Spalt. Ich mag ihn. Obwohl ich manchmal den Verdacht habe, dass er sich für uns, für seine Familie, schämt: Ich mag ihn. Immer wenn er sich bewegt, mag ich ihn noch mehr. Er sieht aus wie ein Tänzer mit Pianistenhänden. Als wäre er vom Himmel gefallen und Opa hätte ihn im Garten aufgesammelt. Als wäre er nicht aus Milly, sondern in einer Weltstadt aufgewachsen, sein Vater ein Astronom und seine Mutter Literaturdozentin. Er hat so viel Anmut, dass die Dinge um ihn herum tanzen. Er ist mehr als mein Bruder. Vielleicht weil

er gar nicht mein Bruder ist. Dabei zieht er beim Gehen lautstark die Füße nach, räumt nie auf, er ist egoistisch, launisch, arrogant und mit dem Kopf in den Wolken. Und er raucht wie ein Schlot, vor allem in meinem Zimmer.

Wenn ich kein Kind bekommen sollte, wäre mir das, glaube ich, egal, denn ich habe ja ihn. Er ist schöner, als die Polizei erlaubt. Ich habe ihm oft gesagt, dass es verboten gehört, derart schön zu sein. Ich küsse ihn dauernd. Wie um die Küsse nachzuholen, die unsere Großeltern ihm nicht gegeben haben. Bei uns küsst man sich mit spitzen Lippen, wenn es ein Geschenk gegeben hat, bei Geburtstagen oder zu Weihnachten. Ohne Grund niemals. Und das alles nur wegen einer verdammt Ähnlichkeit, die nie hat entstehen wollen. Außerdem glaube ich, dass Opa und Oma Jules' Mutter Annette nie ein Küsschen geben konnten. Oma mag keine Blondinen, wenn sie eine im Fernsehen sieht, kriegt sie den Ekel. Mit bloßem Auge sieht man das kaum, aber ich habe einen feinen Blick für diese Familie.

Jules war zwei, als er seine Eltern verloren hat. Jules denkt, dass sein Vater reicher war als meiner und dass er sein Studium in Paris mit dem Geld bezahlen kann, das Onkel Alain, der Held seiner Fantasie, bei seinem Tod auf dem Konto hatte. In Wirklichkeit war Onkel Alain völlig blank, und sein Studium wird von dem Geld finanziert, das ich centweise mit meiner Arbeit im *Haus Hortensie* spare. Aber bevor er das erfährt, will ich lieber krepieren. Ich verdiene 1480 Euro im Monat. Wenn ich Nachtdienste mache, ein bisschen mehr. 600 Euro lege ich jeden Monat auf ein Konto. Ich habe schon 13 800 Euro für ihn gespart. 500 Euro gebe ich Opa und Oma, um sie zu unterstützen. Und mein dreizehntes Monatsgehalt verprasse ich im *Paradis*.

Jules will Architekt werden, und ich bin sicher, dass er uns später, wenn er Schlösser baut, nicht mehr besuchen wird.

Und wenn er doch einmal pro Jahr heimkommt, dann für sich selbst und nicht für uns. Ich kenne ihn in- und auswendig. Wie er tickt, könnte ich fehlerlos aufsagen.

Jules hängt an nichts, denn er lebt im Jetzt. Das Gestern ist ihm egal. Und das Morgen interessiert ihn noch nicht. Sobald er morgens aus dem Haus und auf dem Weg zur Schule ist, denkt er nicht mehr an uns. Und wenn er abends heimkommt, freut er sich, uns zu sehen, aber gefehlt haben wir ihm nicht.

Wir haben nie erfahren, wer von unseren beiden Vätern am Steuer saß, die Sanitäter konnten die beiden Männer nicht unterscheiden. Wir haben nie erfahren, was an jenem Sonntag damals schiefgegangen ist. Und da sie im selben Auto saßen, haben wir nie erfahren, wer von unseren Vätern den anderen getötet hat.

Jules fläzt sich wieder auf meinem Bett und schaut mich an, als wollte er sagen: Na los, erzähl. Also erzähle ich:

»Madame Epting hat beschlossen, ins *Haus Hortensie* zu gehen, als ihr kleiner Hund gestorben ist. Weil sie an diesem Tag befunden hat, dass sie nie wieder zu etwas nütze sein wird. Sie hat mir gesagt, sie hat im Leben schon alles Mögliche durchgemacht. Den Krieg, die Not, die Angst vor den Nazis und sogar einmal Liebeskummer. Aber der Tod ihres kleinen Hundes war der Gipfel. Er hieß van Gogh, weil sein früheres Herrchen ihm das Ohr abgeschnitten hatte, damit man seine Markierung nicht mehr sah.

»Diese Schweine«, sagt Jules und zündet sich eine Zigarette an.

»Das war die Geschichte des Tages.«

»Schon fertig?«, fragt er mich.

»Nein, noch nicht ganz fertig. Danach habe ich sie gefragt:

»Erzählen Sie mir von Ihrem Liebeskummer, Madame Ep-

ting?« Sie musste derart lachen, dass sie sich mit der Dau-
menspitze das Gebiss festhalten musste. ›*Er hieß Michel.*‹
›*Michel*, sagte ich, ›*hübsch. Aber ich muss los, ich bin heu-
te sowieso schon spät dran, dann erzählen Sie mir von Mi-
chel also heute Nachmittag.*‹ Sie hat genickt und ich habe
sie mit ihrem Liebeskummer und ihrem kleinen Hund
hinter Tür fünfundvierzig allein gelassen. Als ich abends
wiederkam, waren ihr Sessel und ihr Bett leer. Sie hatte
einen Schlaganfall. Tja, so ist das eben bei mir. Man darf
das Zuhören nicht aufschieben, das totale Schweigen ist
nie fern.«

»Mann, voll gruselig.«

»Weißt du, ich kann mich trotzdem fast jeden Tag mal ka-
puttlachen.«

»Zwischen zwei Windeln und einem Rollstuhl?«

Ich kichere. Jules sagt nichts mehr. Er steht auf, und wie
jeder Prinz, der etwas auf sich hält, merkt er gar nicht, dass
er in seinem Prinzenreich ganz allein ist. Er beugt sich aus
dem Fenster und wirft die Kippe in den Garten, und ich
schimpfe, weil es eiskalt hereinzieht.